



GERNOT RAINER

**Bruch
linien**

Roman

KREMAYR & SCHERIAU

K&S

Gernot Rainer

BRUCHLINIEN

Roman

KREMAYR & SCHERIAU

Für

Leni, Justus und Ulla

Prolog

Es beginnt nie mit einem großen Ereignis. Zerwürfnisse entstehen leise, wie Schatten, die sich über eine Wand legen. Ein überhörter Satz, ein falsches Wort, ein Blick, der ausweicht – und etwas verschiebt sich. Erst unmerklich, dann mit einer Deutlichkeit, die nicht mehr zu übersehen ist.

Er hatte oft darüber nachgedacht, wie Dinge auseinanderfallen. Beziehungen, Freundschaften, Gemeinschaften. Die feinen Brüche lagen offen vor ihm: in den abwesenden Blicken seiner Schüler, in den Sätzen, die im Lehrerzimmer hängen blieben, in den stillen Momenten, wenn er nachts wach lag, während Sarah neben ihm ruhig atmete.

Manchmal wollte er glauben, dass es anders hätte kommen können. Dass man den Riss hätte schließen können, wenn man nur früh genug hingesehen hätte.

Aber das war eine Lüge.

Brüche heilen nicht, sie warten.

Und dann kriechen sie durch die Oberfläche – wie Frost in einer Winternacht, der das Holz sprengt, das ihn so lange getragen hat.

EINS

Der Takt der Stille

Es begann mit Zahlen. Wie immer. Zahlen, die in Tabellen standen, die auf Bildschirmen flimmerten, die durch das Rauschen der Nachrichtensender drangen. Zuerst noch zaghaft, wie ein leichter Regen im Spätsommer, dann immer dichter. Zwei Fälle, zwanzig, zweihundert. Man sprach von Ansteckung, von Clustern, von Dingen, die in Ischgl begannen und sich wie unsichtbare Fäden durch das Land zogen. Worte wie »Superspreader« krochen in die Sprache, zäh wie Harz, bis sie nicht mehr wegzudenken waren.

Am 16. März 2020 fiel eine Stille über Österreich. Es war eine Stille, die keine war. Die Straßen wurden leerer, das Surren der Straßenbahnen verlor sich zwischen den Fassaden der Altbauten, und doch war da ein Lärm – ein unsichtbares Summen, das in den Köpfen saß. Eine Art Unterton, der nicht verstummte: in den Wohnzimmern, die plötzlich Büros, Schulen und Rückzugsorte zugleich sein mussten; in den Telefonaten, die mehr stockten als flossen. »Lockdown«, sagte man. Als wäre das ein Schalter, den man einfach umlegen könnte.

Die Bewegungsdaten flüsterten Geschichten. Linien und Kurven auf Bildschirmen deuteten an, wie Städte langsamer wurden, wie Menschen kürzere Wege gingen und Straßen sich leerten. Es war eine stille Metamorphose, ein Wandel, der sich in Zahlen fassen ließ – aber nicht in Gefühlen. Die Mobilität nahm ab, der Radius des Lebens schrumpfte. Doch die Statistiken sprachen nicht von dem Ringen, das sich hinter verschlossenen Türen abspielte. Es gab genug, die das alles für übertrie-

ben hielten, die Hysterie und Panik witterten, die den Blick auf das scheinbar Unverhältnismäßige richteten.

Und doch, trotz allem, war da dieser Moment – eine stillschweigende Übereinkunft, ein Zögern, ein gemeinsames Innehalten. Es war keine bewusste Solidarität, sondern eher eine, die aus Angst geboren war, aus der Ungewissheit, was kommen würde. Ein Flüstern, ein Takt, der in den Köpfen mitschwang, auch wenn nicht alle ihn hören wollten.

Die ersten Tage fühlten sich wie ein Ausnahmezustand an, wie eine Geschichte, die man sich eines Tages erzählen würde: Weißt du noch, damals, als die Welt stehen blieb? Doch die Welt blieb nicht stehen. Sie verlangsamte sich, bremste abrupt und bewegte sich doch weiter, zäh, als würde sie gegen einen unsichtbaren Widerstand kämpfen. Kein Frühling wie sonst. Keine Spaziergänge in blühenden Parks, keine Tische vor den Cafés, keine leichten Gespräche in der Frühlingssonne. Stattdessen Masken, Desinfektionsmittel und das Zählen von Tagen, die alle gleich waren.

Die Politiker standen vor Kameras, die Blicke fest, die Hände verschränkt. Sie sprachen von Solidarität, von Gemeinschaft, von einem »Zusammenstehen durch Abstandhalten«. Die Worte waren glatt, fast makellos. »Wir schaffen das«, hieß es, und in den starren Augen der Sprecher schien sich der Satz zu spiegeln, als wollten sie selbst an ihn glauben. Die Menschen hörten zu, nickten, schwiegen. Manche schrieben Listen: Hefe, Mehl, Nudeln. Banale Dinge, die plötzlich Symbole wurden – für Kontrolle, für Sicherheit, für ein kleines Stück Normalität in einem Chaos, das niemand verstand.

Die Stadt hielt den Atem an. Plätze, die sonst summten vor Leben, wurden zu stillen Bühnen, auf denen die Zeit selbst stehen geblieben zu sein schien. Die Straßen-

bahnen fuhren leer, als wären sie Geisterzüge, zogen träge ihre Kreise um den Wiener Ring, vorbei an einer verwaisten Staatsoper und einem verstummten Burgtheater. In den Fenstern matte Spiegelbilder ihrer grauen Fassaden. Auf dem Naschmarkt lagen die Früchte ordentlich gestapelt, doch die Stimmen fehlten. Kein Feilschen, kein Lachen, nur die Bewegung der Verkäufer, die sich langsam durch die Stände schoben.

Die Tage wurden formlos. Montag verschmolz mit Freitag, die Stunden dehnten sich und zogen sich zusammen, ein Fluss ohne Ufer. Man lebte von einer Pressekonferenz zur nächsten, von einem Diagramm zum nächsten. *Flatten the curve*, hieß es, ein Mantra ohne Melodie. Die Zahlen waren ein Schwert, das über den Köpfen hing – schwer, unsichtbar, unerbittlich.

Und doch kam der Frühling. Die Spiersträucher und Forsythien begannen zu blühen, die Luft wurde wärmer, der Wind trug ihren Duft durch die leeren Gassen, als wollte er die Menschen daran erinnern, dass die Welt nicht stehen blieb.

Die Natur blieb ungerührt.

Die Bäume warfen ihre Schatten auf leere Parkbänke im Stadtpark, Vögel beherrschten mit selbstbewusstem Gesang den Sound der Stadt, der sie sonst übertönte. Es war eine bittere Ironie, verborgen in der sanften Schönheit des Moments: Die Welt drehte sich weiter, gleichgültig und unberührt, während die Menschen verzweifelt versuchten, sie in Zahlen zu zähmen.

Graz, ein Anfang

Graz. Eine Stadt, die sich nie sicher war, ob sie großstädtisch oder doch lieber provinziell sein wollte. Pauls Kindheit war ein Spiegel dieses Dilemmas. Das Viertel, in dem er aufwuchs, bestand aus akkurat geschnittenen Hecken, die nicht nur die Grundstücke voneinander trennten, sondern auch die Bewohner. Die Nachbarn grüßten sich höflich, aber ohne wirklich hinzusehen, als sei Augenkontakt eine Verpflichtung, der man nur im Notfall nachkommen sollte.

Pauls Eltern, beide Lehrer, führten eine Ehe, die man bestenfalls als »funktional« bezeichnen konnte. Diskussionen wurden in gut artikulierten Argumenten geführt, deren Lautstärke nie über ein höfliches Gespräch hinausging. Konflikte? Ja, die gab es. Aber sie waren wie das sonntägliche gekochte Krenfleisch: vorhersehbar und immer nach demselben Rezept.

Paul selbst war ein stilles Kind, das lieber las, als Fußball zu spielen. Eine Vorliebe, die in der vierten Klasse durch ein Buch von Wolfgang Hohlbein entfacht wurde, das ihm seine Tante zu Weihnachten schenkte: *Die Tochter der Himmelsscheibe*. Für Paul öffnete sich damit ein Tor in eine andere Welt. Während andere Kinder mit Freunden Fahrradtouren machten, schlich er sich in die Stadtbibliothek, um nach weiteren Titeln zu suchen. In den Geschichten von Helden, Göttern und ihren Abenteuern fand er, was in seinem eigenen Leben fehlte. Seine Mutter fand das »niedlich«, sein Vater »etwas exzentrisch«.

Die Bücher wurden zu seiner Zuflucht. Sie boten eine geordnete Welt, in der die Grenzen zwischen Gut und

Böse klar gezogen waren und am Ende immer die richtige Seite siegte. Paul fühlte sich in dieser Ordnung sicher – als könnte er sich in einem Universum aus Schwarz und Weiß verstecken, während die echte Welt um ihn herum in Grautönen pulsierte.

Mit achtzehn zog Paul nach Wien. Nicht, weil er musste – Graz hätte auch eine Universität gehabt –, sondern, weil er wollte. Wien war eine Verheißung. Eine Stadt, in der man nicht mehr nur der »junge Herr Magister« war, sondern jemand werden konnte. Paul hatte keine genauen Vorstellungen davon, wer dieser Jemand sein sollte, aber der bloße Gedanke daran reichte, ihn in den Zug zu setzen.

In Wien war alles anders. Die Straßen waren breiter, die Menschen weniger freundlich und das Leben aufregender. Er wohnte in einer kleinen WG in einem Altbau, dessen Heizung das Konzept von Wärme nur vage kannte. Seine Mitbewohner waren laut, chaotisch und genau das, was er brauchte, um seinen behüteten Kokon zu verlassen.

Und dann war da Nora.

Sie tauchte eines Dienstagmorgens in der Uni-Bibliothek auf, als Paul nach einer bestimmten Ausgabe von *Iphigenie auf Tauris* suchte. Klein, lockiges braunes Haar, eine Brille wie aus einer anderen Epoche. »Das ist mein Buch«, sagte sie mit einem Lächeln, das mehr versprach, als Paul zunächst verstand.

Nora war nicht nur seine erste echte Freundin, sondern auch diejenige, die seine Welt auf den Kopf stellte. Sie nahm ihn mit in verrauchte Cafés, zu Filmvorführungen im Freien und auf Spaziergänge entlang der Donau. In ihrer winzigen Altbauwohnung, die nach Parfüm und Chaos roch, begann es immer gleich. »Du denkst zu viel«, sagte sie, während sie ihn auf die Matratze zog.

Ihr Lächeln war schelmisch, aber fordernd. »Sei wenigstens jetzt mal nicht so brav.« Paul versuchte, etwas zu erwidern, aber sie küsste ihn forsch, ließ keinen Zweifel daran, wer hier die Richtung vorgab. Ihre Hände waren fordernd, ihre Bewegungen ungestüm – ein Kontrast zu seiner vorsichtigen, abwartenden Art.

Eines Abends, nach einer hitzigen Diskussion über Moral in der Literatur – Nora mochte keine Helden, Paul dagegen suchte sie fast zwanghaft –, hielt sie ihm ein zerknülltes Papier vor die Nase. Es war ein Gedicht, das sie geschrieben hatte, chaotisch und voller Brüche.

»Das bin ich«, sagte sie. »Ein Durcheinander. Und weißt du was? Es ist okay.«

Paul betrachtete die Zeilen, verstand sie nicht vollständig – und genau das machte sie so faszinierend.

»Was ist, wenn die Welt mehr Chaos hervorbringt, als wir ertragen können?«, fragte er.

»Dann wird sie vielleicht interessanter«, antwortete Nora und küsste ihn auf die Stirn. »Du musst nicht immer alles verstehen, Paul. Manchmal reicht es, es einfach zu fühlen.«

Nora ging schließlich, wie sie es immer getan hatte: leichtfüßig, mit einem Lächeln. Paul blieb zurück, nicht verletzt, sondern mit einem seltsamen Gefühl von Klarheit. Vielleicht war es möglich, Menschen in ihrer Widersprüchlichkeit anzunehmen, ohne sie vollständig zu begreifen.

Danach folgten weitere Bekanntschaften. Unverbindlich, tastend, oft so schnell wieder vorbei, wie sie begonnen hatten. Eine Studentin aus der Politikwissenschaft, mit der er über Habermas diskutierte, eine Mitbewohnerin aus einem Sommerjob, deren Nähe sich immer nur auf die Abende beschränkte. Es war, als würde er nach Nora weniger suchen, mehr zulassen – aber niemand blieb.

Zwei Jahre später lernte er Sarah kennen. Sie war das Gegenteil von Nora – ruhig, pragmatisch und mit einer Gelassenheit, die Paul sofort anzog. Eines Samstagabends in ihrer Wohnung fragte sie plötzlich: »Möchtest du eigentlich bleiben?« Paul, überrascht, nickte. »Gut«, sagte sie schlicht und küsste ihn.

Mit Sarah fühlte sich alles anders an, aber nicht weniger intensiv. Ihre Leidenschaft war kein Feuerwerk, sondern ein Kaminfeuer – warm, anhaltend, beruhigend. Sie zog ihn sanft an sich, ihre Bewegungen hatten eine Selbstverständlichkeit, die Paul überwältigte.

Als sie ihn danach in die Arme nahm, lächelte sie und sagte trocken: »Ich hoffe, du bist nicht enttäuscht.« Paul lachte. »Das ist kein Wettbewerb.« – »Gut«, sagte sie. »Sonst hätte ich gewonnen.«

Paul fühlte, dass in dieser Beständigkeit etwas lag, das er vorher nicht erkannt hatte: Stärke. Man musste nicht alle Extreme durchleben, um ein Leben zu führen, das Tiefe hatte. Man musste nur lernen, den Grautönen Raum zu geben.

Sein erster Unterrichtstag begann mit einer Mischung aus Vorfreude und Angst. Der Geruch von frischer Kreide und abgestandenem Linoleum begrüßte ihn, als er das Klassenzimmer betrat. Die Schüler saßen in halbherziger Ordnung, einige gelangweilt, andere mit neugierigen Blicken. Paul stellte sich vor, machte einen lockeren Witz und versuchte, souverän zu wirken, während ihm das Herz bis zum Hals schlug.

Er gab ihnen eine Aufgabe: »Was bedeutet Geschichte für euch?« Ein Junge schrieb »langweilig«, ein Mädchen sprach vom Zweiten Weltkrieg. Ein anderer ließ das Blatt leer. Paul fragte ihn: »Kein Fan von Geschichte?« Der Junge zuckte mit den Schultern: »Ist doch eh alles vor-

bei.« Paul nickte. »Vielleicht. Aber manchmal können wir die alten Geschichten benutzen, um zu verstehen, warum die Welt so ist, wie sie ist.« Der Junge schaute ihn an – skeptisch, aber nicht verschlossen.

Als Paul später die Blätter einsammelte, fiel ihm der Satz des Jungen auf: »Geschichte sind alte Fehler, die wir immer wieder machen.« Paul hielt inne, das Blatt in der Hand. Es war nicht falsch, dachte er, aber auch nicht die ganze Wahrheit. Geschichte war mehr.

Er erinnerte sich an Noras Worte, an Sarahs Nähe. Manchmal war es okay, Dinge nicht zu verstehen, sondern sie einfach zu fühlen. Vielleicht lag seine Aufgabe weniger darin, Antworten zu geben, als die richtigen Fragen zu stellen. Die Welt war keine einfache Gleichung, sondern ein unvollendetes Mosaik – eines, das man nicht vervollständigen, aber immer wieder betrachten konnte, um es besser zu verstehen.

Erhöhte Bildschirmzeit

Das Homeoffice war ein Segen. Georg hatte das schon am ersten Tag gespürt, als er mit dampfendem Kaffee vor seinem Rechner saß und sich einloggte. Der Monitor war in perfekter Höhe, das Licht fiel weich durch die halb heruntergelassenen Jalousien, und das Beste: kein belangloses Gerede. Kein »Na, gut übers Wochenende gekommen?« Kein »Schaut nach Regen aus, oder?« Kein erzwungenes Lächeln in der Kaffeeküche, während er nach einer Antwort suchte und dann doch nur nickte.

Das Büro war ein Ort permanenter Geräusche gewesen – Stimmen, die durcheinanderliefen, Tastaturen, die klapperten, Gelächter, das aufpoppte und wieder verklang. Er hatte nie gelernt, sich in diesem Strom mühelos zu bewegen. Zu groß, zu kantig, zu langsam im schnellen Wechsel der Worte. Small Talk war für ihn wie eine Sprache, die er verstand, aber nicht fließend sprach. Sein Rücken schmerzte oft, weil er unbewusst versuchte, sich kleiner zu machen.

Jetzt saß er zu Hause. Der Kaffee war besser, die Luft frischer. Mit ein paar Mausclicks war er eingeloggt. Kommunikation, die er verstand. Keine Körpersprache, keine Räume, keine Blicke, die ihn verunsicherten. Nur Text. Zahlen. Strukturen.

Sein Job war simpel. Die Algorithmen liefen von selbst, die Datenströme gehorchten ihrer Logik, und die Berichte, die er erstellte, schrieben sich im Grunde selbst. Die ersten Tage genoss er das. Die ersten Wochen auch.

Dann kamen die leeren Stunden.

Er klickte sich durch die Mediathek, ließ sich treiben.

Nachrichten, Dokumentationen, Reportagen. Dann blieb er an einer Live-Sendung auf ORF hängen. Ein emeritierter Professor für Infektiologie saß im Studio, die Beine übereinandergeschlagen, die Stimme ruhig, fast beiläufig.

»Also für mich ist das klar. Das Virus kommt aus einem Labor in Wuhan. Da können die Chinesen erzählen, was sie wollen.«

Georg richtete sich auf. Das war anders. Nicht die übliche vorsichtige Sprache, nicht das diplomatische Jonglieren mit Eventualitäten. Der Professor sagte es einfach. Locker, aber bestimmt.

Als das Interview vorbei war, öffnete Georg die ORF-Mediathek. Er wollte es noch mal sehen. Vielleicht hatte er sich verhört, vielleicht war es nicht so deutlich gewesen, wie er dachte. Doch es war nicht da. Kein Eintrag. Kein Interview.

Er kannte sich mit Datenbanken aus. Er wusste, dass nichts jemals wirklich verschwand.

Zufall?

Vielleicht.

Er rieb sich den Nacken und öffnete Google. Die Laborhypothese sei »unwahrscheinlich«. Okay. Aber warum genau? Was sprach dafür, was dagegen? Er klickte sich durch Artikel, Blogs, Foren. Ein Reddit-Thread mit dem Titel *Laborhypothese: Ein Spiel für Logiker* zog ihn in seinen Bann. Die User zerlegten Behauptungen, widerlegten sich gegenseitig, analysierten Paper und Daten. Georg kommentierte selbst, anfangs kurz und vorsichtig, dann ausführlicher und selbstbewusster. Die Anonymität half. Hier konnte er argumentieren, ohne sich um Tonfall oder Gestik kümmern zu müssen.

Und zum ersten Mal antworteten Menschen. Direkt, zustimmend. Sie lobten seine Argumente, verlinkten ihn, fragten nach Quellen. Eine kleine, digitale Gruppe

– aber sie lasen ihn. Es war das erste Mal seit Langem, dass er sich... richtig fühlte. Nicht nur wahrgenommen, sondern gebraucht. Im Büro hatte niemand je nach seiner Meinung gefragt. Dort galt er als zuverlässig, aber unauffällig. Als einer, der nie störte – und nie glänzte.

Er erinnerte sich an eine Besprechung vor zwei Jahren. Projektmeeting, zehn Leute im Raum, der Chef sagte: »Georg, willst du kurz die Zahlen zeigen?« – und er hatte die falsche Datei geöffnet. Zwei Sekunden zu lang gezögert. Jemand kicherte. Irgendwer sagte: »Na, ist Montag, oder?« Es war nicht böse gemeint. Aber Georg spürte noch Wochen später, wie seine Hände auf der Tastatur gezittert hatten.

In der digitalen Gruppe gab es keine Gesichter. Kein Lachen. Kein Räuspern. Nur Argumente.

Eines Vormittags, als er sich wieder einmal am Nacken rieb, stand Anna in der Tür. »Du bist schon wieder so krumm.«

»Mhm.«

Sie lehnte am Türrahmen. »Ich geh laufen.«

»Mhm.«

»Kommst du mit?«

»Nein.«

Sie lachte leise. »War klar.«

Er wusste nicht, ob sie wirklich erwartete, dass er mitging, oder ob die Frage nur ein Echo vergangener Versuche war.

Manchmal fühlte sich ihre Ehe an wie ein gut eingespieltes Team – man verstand sich, teilte Aufgaben, wusste, wie der andere seinen Kaffee mochte. Und dann gab es Momente, in denen ihm auffiel, wie selten sie sich noch berührten, ohne einen praktischen Grund dafür zu haben.

Früher war es anders gewesen. Da hatte es noch diese beiläufigen Berührungen gegeben. Eine Hand, die im Vorbeigehen über seinen Rücken strich. Finger, die sich kurz in seinem Haar verfangen. Das Chaos, wenn sie sich in der Küche in die Quere kamen. Jetzt war alles geordneter. Die Nähe folgte einer stillen Übereinkunft, die irgendwann entstanden war. Es gab keine Abweisung, aber auch keine Ungeduld mehr. Sex war nicht unangenehm, nicht schlecht – nur seltener. Vielleicht, weil keiner von ihnen das Bedürfnis hatte, den Mangel zu thematisieren.

»Gehen wir spazieren?«, fragte Anna später am Nachmittag.

Georg blinzelte in den Bildschirm. Eigentlich hatte er nicht vorgehabt, sich zu bewegen. Aber er wusste, dass er zu viel saß. Und Anna erwartete nicht wirklich, dass er mitkam – was ihn dazu brachte, genau das zu tun.

Der März lag mild über der Stadt, als Anna und Georg durch den sechsten Bezirk gingen. Es war Lockdown, aber spazieren gehen durfte man. Die offizielle Empfehlung: Bewegung im Freien, frische Luft, aber mit Abstand.

Die Straßen waren seltsam leer. Nicht so, wie sie es an einem Sonntagmorgen wären, sondern auf eine andere Art. Kein natürlicher Rhythmus, keine alltägliche Belebtheit. Menschen, die sich begegneten, gingen einander aus dem Weg. Ein Blick, ein Schritt zur Seite.

Georg trug seine Maske gar nicht, Anna hatte sie lose über das Kinn geschoben, als wäre sie mehr ein Zeichen der Pflichterfüllung als echter Schutz.

Vor der Apotheke stand eine ältere Frau mit sorgsam sitzender FFP2-Maske und hielt ein Rezept in der Hand. Ihr Blick blieb auf der Tür, als ringe sie mit der neuen Tugend, Geduld nicht mit Schwäche zu verwechseln.

»Leo hängt nur noch vorm Bildschirm«, sagte Anna

plötzlich. »Wenn er nicht FIFA spielt, dann schaut er sich irgendwelche Videos an.« Sie zog die Maske nachdenklich über die Nase, ließ sie dann wieder sinken. »Ich glaube, er redet mehr mit seinem Controller als mit uns.«

Georg nickte. »Er ist dreizehn.«

Anna biss auf der Innenseite ihrer Wange herum. »Ja.« Kurz ließ sie den Blick über die Schaufenster gleiten – geschlossene Türen, improvisierte Schilder, hastig gedruckt und mit Klebeband befestigt. Dann: »Hat er eigentlich eine Freundin?«

Georg dachte nach. »Keine Ahnung.«

Anna zog die Schultern hoch, ihr Blick blieb auf einer verwaisten Bushaltestelle hängen. »Manchmal frage ich mich, ob er es uns überhaupt erzählen würde, wenn es so wäre.«

Sie meinte Leo. Aber nicht nur ihn.

Sie kamen am Haus des Meeres vorbei. Das Tropenhaus war geschlossen, keine Schulklassen, die sich davor drängten. Das Gebäude wirkte seltsam still, als hätte es seinen eigenen Herzschlag verloren. Sie bogen in eine schmale Seitenstraße ein. Es roch nach frischem Brot. Die Bäckerei hatte geöffnet, das kleine Fenster zum Verkauf war offen. Anna deutete darauf. »Wollen wir Kipferl mitnehmen?«

Georg nickte. Während sie warteten, sah er sich um. Eine Stadt in Standby. Schaufenster mit Schildern: *Wir sind bald wieder für Sie da*. Friseure, die zu waren. Bars, die zu waren. Restaurants, die nur noch mit aufgeklebten Zetteln existierten: *Take-away. Wir halten durch*.

Anna nahm die Kipferl entgegen, biss in eines und reichte es ihm dann weiter. Georg nahm einen Bissen. Es war frisch, warm, weicher, als er erwartet hatte. Ein banales, angenehmes Gefühl.

Nach dem Spaziergang saß er wieder im Arbeitszimmer. Leo kam herein, lehnte in der Tür. Seine Arme hingen locker, der Blick offen, aber abwartend. »Was machst du?«

Georg drehte sich langsam um. »Nichts Besonderes. Ich recherchiere ein bisschen.«

Leo nickte. »Mama sagt, du schaust komische Sachen an.«

Georg runzelte die Stirn. »Was?«

»Irgendwas mit dem Virus. Sie hat zu Tante Julia gesagt, dass du da so reinkippst.«

Georg richtete sich auf. »Ich informiere mich nur.«

»Ja, eh.«

»Und du?«, fragte Georg. »Kein Fußball mehr, oder?«

Leo seufzte. »Nein. Eh scheiße. Ich spiel halt FIFA mit den anderen. Online-Turnier.«

»Okay.«

Leo stieß sich vom Türrahmen ab. »Ich spiel jetzt weiter.«

Georg sah ihm nach. Später in der Nacht fand er einen Artikel, der ihn innehalten ließ. Ein Wissenschaftler aus Indien behauptete, das Spike-Protein von SARS-CoV-2 enthalte Abschnitte, die mit HIV-Proteinen übereinstimmten. Das sei kein Zufall, schrieb er. Es sei nicht natürlich.

Georg las den Artikel zweimal. Dann fand er ein Paper, das die These widerlegte. Dann einen Blog, der erklärte, dass die Widerlegung Unsinn sei. Dann einen YouTube-Kanal, der genau das »nachwies«. Er spürte, wie sein Rücken schmerzte.

Auf Twitter postete jemand: *Wenn das Spike-Protein verändert wurde, um menschliche Zellen besser zu infizieren – wäre das nicht der ultimative Beweis?*

Georg schloss die Augen, rieb sich über das Gesicht,

als könnte er den Gedanken vertreiben. Dann riss er sich los – zwang sich, den Laptop zuzuklappen, das Handy beiseitezulegen, aufzustehen. Fast hastig zog er sich um, als müsste er sich aus etwas befreien.

Anna lag längst im Bett, ruhig atmend, doch er spürte, dass sie wach war. Vorsichtig bewegte er sich näher, seine Hand glitt über die Matratze und verharrte. Es wäre ein guter Moment gewesen. Einer dieser stillen, wortlosen Augenblicke, in denen Nähe wieder von selbst entstehen konnte. Er spürte die Wärme ihrer Haut, das gleichmäßige Heben und Senken ihres Brustkorbs. Eine kleine Bewegung hätte genügt. Doch seine Hand blieb, wo sie war.

Georg dachte an das Spike-Protein. Auf dem Rücken liegend starrte er an die Decke. Die Fragen ließen ihn nicht los.

Wenn es wirklich verändert wurde?

Wenn es ein Plan war?

Er wusste, dass er morgen weitersuchen würde.

Das Licht auf der Bühne

Das Theater roch nach Staub. Isi stand auf der Bühne, allein, während sich im Zuschauerraum zwei Techniker leise unterhielten. Das Licht war noch nicht perfekt eingestellt, die Schatten zogen unruhig über die dunklen Reihen der leeren Sitze. Nur eine Handvoll Menschen saß verstreut im Parkett. Regieassistent, Bühnenbild, zwei aus dem Ensemble. Die anderen waren schon gegangen.

Sie schloss die Augen und atmete durch. Das Licht war warm, umhüllte sie, aber es ließ keine Gnade walten. Sie spürte die feinen Linien an den Mundwinkeln, den leichten Druck, der immer häufiger hinter ihren Augen saß. Noch kaschierte das Make-up vieles, aber sie kannte ihr Gesicht. Und sie wusste, dass es sich veränderte.

»Isi, magst du noch mal ansetzen?« Die Stimme der Regieassistentin klang höflich, aber müde.

Natürlich war sie müde. Alle waren es.

Sie nickte, richtete sich auf. Ihre Stimme war gut, kräftig, aber sie fühlte sich nicht getragen. Die Wände schienen den Klang nicht mehr so aufzufangen wie früher.

Sie spielte die Szene, sprach den Monolog, der längst in ihr saß. Und doch fühlte es sich anders an. Früher hätte sie es geliebt, sich ganz in den Moment zu werfen. Jetzt hatte sich eine Routine eingeschlichen, eine leichte Monotonie, die sie nicht steuern konnte.

Als sie fertig war, blieb es still. Dann ein leises, unentschlossenes Klatschen aus dem Zuschauerraum. Die Techniker sahen auf ihre Bildschirme, der Bühnenbildner blätterte in seinen Unterlagen.

»Gut«, sagte die Regieassistentin. »Wir lassen es für

heute.«

Isi nickte. Wäre sie noch jünger, hätte sie nachgefragt. Hätte wissen wollen, was sie anders machen sollte, hätte um eine zweite Chance gebeten. Jetzt wollte sie nur nach Hause.

Die Absage war nicht offiziell. Noch nicht. Aber sie kannte das Muster. Erst wurden Proben reduziert, dann kamen die Mails mit »neuer Lagebewertung«. Schließlich die endgültige Streichung – und der vage Hinweis, dass man es vielleicht später nachholen würde.

Später.

Systemrelevant, hieß es mal. Das Theater. Die Kunst. Die Kultur.

Aber nicht so systemrelevant wie Supermärkte. Nicht so systemrelevant wie Konzerne.

Sie spürte, wie es in ihr zu arbeiten begann. Eine Bewegung unter der Haut, ein Kribbeln, das nicht nachließ. Es war noch kein Zorn. Noch nicht. Aber etwas gärte.

»Ich komm noch auf einen Spritzer mit«, sagte einer der Kollegen.

»Nicht heute«, sagte sie.

Die Wahrheit war: Sie wollte nicht betrunken sein, wenn sie nach Hause kam und sich im Spiegel betrachtete.

Draußen war die Luft kalt und klar. Die Straßenlaternen warfen scharfkantige Schatten auf den Gehsteig, während sie mit schnellen Schritten ging. Ihr Mantel fühlte sich zu schwer an, der Schal zu eng. Sie zog ihr Handy aus der Manteltasche und öffnete die Nachricht ihres Agenten.

Sorry, Isi, sie haben das Stück doch gestrichen. Keine Chance, es woanders unterzubringen.

Ihr Blick blieb an ihrem Namen hängen. Isi. Früher

klang das leicht. Lebendig. Jetzt kam es ihr vor wie ein Label, aus einer Epoche, die nicht mehr existierte.

Sie dachte an eine andere Zeit. Eine, in der ihr Name noch nach Versprechen klang, nach Aufbruch.

Ihre Eltern hatten es nie verstanden. Schauspielerin. Es war nicht einmal eine offene Ablehnung gewesen, sondern etwas Schlimmeres: diese stille Enttäuschung, die in Blicken lag, in tiefem Einatmen, in »Na, du wirst schon wissen«-Sätzen.

Der Beruf war ihr Ausbruch gewesen. Eine Flucht aus dem Elternhaus, aus den Erwartungen, aus der kleinbürgerlichen Logik, die nur sichere Wege kannte. Sie wollte mehr.

Für das Reinhardt-Seminar hatte es nicht gereicht. Ein knappes Scheitern. So eines, bei dem man sich immer wieder vorsagt: »Fast. Beinahe.«

Sie war auf einer anderen Schule untergekommen – nicht legendär, aber respektabel genug, dass ihre Eltern es nicht offen kritisieren konnten.

Isi war die Schönste ihres Jahrgangs. Das wusste sie. Und es war nicht nur eine Frage von Symmetrie oder Figur – es war die Art, wie sie sich bewegte, wie sie im Raum stand.

Zwei Jungs aus der Klasse hatten um sie geworben. Beide ehrgeizig, beide talentiert, beide mit diesem unsteinen, leicht selbstzerstörerischen Charme, den Schauspielerschüler oft haben. Einer von ihnen war kontrolliert, berechnend in seiner Leidenschaft. Der andere? Unbändig. Wild. Verwegen.

Natürlich hatte sie sich für den zweiten entschieden.

Und dann – schwanger.

Ella. Ihr einziges Kind. Ein ungeplantes, aber kein ungewolltes.

Er hatte ihr versprochen, dass es nichts ändern würde.

Doch dann kam Hamburg. Ein Engagement, eine große Chance. Er musste gehen. Aber es sei nur für kurze Zeit, er komme bald zurück. Tat er nicht.

Sie hatte keine Kraft, ihn zurückzuholen. Sie hatte andere Sorgen.

Die Altbauwohnung war groß und makellos. Ein schöner sanierter Altbau mit Flügeltüren, Stuck an der Decke, einem Fischgrätparkett, das unter ihren Schritten knarrte. Damals, als die Engagements regelmäßig kamen, war es selbstverständlich gewesen, sich eine Wohnung wie diese zu leisten. Jetzt war nichts mehr selbstverständlich.

Sie öffnete den Kühlschrank. Ein Glas Weißwein wäre jetzt gut. Aber sie schloss die Tür wieder.

Ein kurzer Impuls trieb sie dazu, Google zu öffnen. *Corona-Förderungen freie Künstler Österreich*. Dieselben Ergebnisse wie immer.

Die großen Unternehmen hatten ihren Umsatz ersetzt bekommen. Warum eigentlich? Sie hatten doch kaum Ausgaben während der Lockdowns. Keine laufenden Betriebskosten, keine Produktionskosten, kein Personal vor Ort. Wenn überhaupt, hätte der entgangene Gewinn ersetzt werden sollen – aber stattdessen stopfte man Löcher, die oft nicht mal existierten.

Sie selbst hatte fast nichts bekommen.

Ein lauter Basstoß aus dem Nebenzimmer riss sie aus ihren Gedanken. »Ella, mach bitte leiser.«

Keine Reaktion.

»Ella!«

Die Musik verstummte. Ein paar Sekunden später öffnete sich die Tür einen Spaltbreit. Ella lehnte im Rahmen, eine Hand locker an der Klinke, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Ihr langes Haar fiel ungebändigt über die Schultern, das Gesicht halb im Schatten. Sie trug einen die-

ser weiten Hoodies, die ihren Körper fast verschwinden ließen, darunter eine Leggings, die sich wie eine zweite Haut an ihre schmalen Beine schmiegte.

»Was?«

Isi betrachtete sie. Schön, ohne es zu wollen. Ein Gesicht ohne Linien, ohne Spuren. Makellos. Schön, ohne Anstrengung. Früher war sie selbst so gewesen.

»Es ist spät.«

Ella zuckte mit den Schultern, ein Reflex zwischen Gleichgültigkeit und stiller Provokation. »Okay. Chill.«

»Ich will nicht chillen, ich will einfach nur, dass du es leiser machst.« Die Schärfe in ihrer Stimme überraschte sie selbst.

Ella drehte sich um, eine fahrige Bewegung, die Ungeduld signalisierte, mehr noch als ihre Worte. »Ja, eh.«

Die Tür fiel zu. Isi blieb noch einen Moment stehen, als könnte sie mit bloßem Willen die Distanz zwischen ihnen überbrücken. Aber es gab keine Brücke, nur die geschlossene Tür.

Im Badezimmer drehte sie das Licht auf. Das Spiegelbild sah sie an. Ihr Gesicht war noch immer schön. Aber nicht mehr selbstverständlich.

Sie berührte die Haut unter den Augen, zog sie leicht nach oben. Früher war das nicht nötig gewesen. Früher hatte sie nicht darüber nachgedacht. Schönheit war etwas, das einfach da war, unbemüht, unangefochten. Jetzt war sie etwas, das mit jeder Anstrengung ein wenig flüchtiger wurde.

Sie atmete aus, lang und leise, als könne sie die Müdigkeit aus ihrem Körper vertreiben. Das Wasser lief über ihre Hände, als sie sich vorbeugte, das Make-up entfernte.

Morgen, dachte sie, würde sie sich wieder zusammen-

reißen.

Aber jetzt, in diesem Moment, war sie einfach nur müde.